



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2015

---

## **Allegria oder: Über die Dankbarkeit - Zu einem Gedicht Giuseppe Ungarettis**

Kohler, Georg

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-116874>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Kohler, Georg. Allegria oder: Über die Dankbarkeit - Zu einem Gedicht Giuseppe Ungarettis. In: NZZ, 19 September 2015, 53.

### Allegria oder: Über die Dankbarkeit

#### Zu einem Gedicht Giuseppe Ungarettis. Von Georg Kohler

Es gibt ein wunderbares, kleines Gedicht des grossen italienischen Lyrikers Giuseppe Ungaretti, das den Titel trägt «Allegria di naufragi» («Freude der Schiffbrüche»). In der deutschen Übersetzung lautet es so: «Und plötzlich nimmst du / die Fahrt wieder auf / nicht anders als nach dem Schiffbruch / ein überlebender / Seebär.» Von Dankbarkeit ist nicht die Rede, sondern von Freude, oder besser von «Allegria», was sich auch mit Heiterkeit übersetzen lässt. Denn im Wort «Allegria» klingen stets die Lust und der Schwund der Tempobezeichnung «allegro» mit. Dennoch darf man annehmen, dass der «überlebende Seebär» («un superstite lupo di mare») zugleich vom Gefühl tiefer Dankbarkeit bewegt wird, von jener Dankbarkeit, die uns sagt, dass, trotz allem, zu leben gut und sinnvoll ist; sogar, wenn wir nicht wissen, warum.

Dankbarkeit ist die ursprüngliche, im Grunde nicht mehr weiter reduzierbare Erfahrung glücklicher Zustimmung zu dem, was das eigene Dasein ausmacht und trägt. So betrachtet, als existenzielle Empfindung, die am Anfang oder am Schluss der täglichen Anstrengung steht, diejenigen zu sein und zu bleiben, die wir sein möchten oder sein sollten, ist Dankbarkeit nicht einfach mit jener Emotion gleichzusetzen, die wir hoffentlich haben, wenn uns jemand Gutes getan hat. Jemandem dankbar für eine Hilfe, Gunsterweisung oder liebevolle Zuwendung zu sein und adressatenlos, also (ein besseres Wort fällt mir nicht ein) «absolut» dankbar zu sein, sind zwei verschiedene Weisen bewusster Lebendigkeit.

\*

Über die «absolute» Dankbarkeit möchte ich jetzt nachdenken.

Für vorbehaltlos Gottgläubige gibt es sie wohl nicht wirklich. Dankbar zu sein, ist für sie Grundstimmung; und auch Christenpflicht: als Dankbarkeit für die vom Schöpfer geschenkte, irdische Existenz . . . Was tut man aber, wenn man zwar die elementare Dankbarkeitserfahrung macht, jedoch nicht an den adressierbaren einen Gott in der dogmatischen Gestalt einer bestimmten religiösen Überlieferung glauben mag? Und was geschieht, wenn man sich nicht verschweigen will, wie furchtbar misslungen und ungerecht diese sogenannte Schöpfung ist? Ein zugleich gütiger und allmächtiger Gott also denkunmöglich erscheint ?

Rasch erscheint ein nächster Einwand gegen die «Dankbarkeit um Gottes Willen». Es ist nämlich nicht schwer, zu erkennen, dass vielen Menschen die Vorstellung, am besten wäre es, gar nicht geboren zu sein, plausibler erscheint, als die Zumutungen eines elenden Lebens ertragen zu müssen. Auch wer nicht so denkt, kann in konkreten Fällen verstehen, weshalb jemand sein Dasein freiwillig beenden möchte. Über viele Jahrhunderte hinweg war im christlichen Sünden katalog der Suizid freilich eine schwere, vielleicht sogar die schlimmste aller Sünden. Für den säkular gesinnten Geist ist das schwer zu begreifen. Doch eben der Versuch, diese Sündentheorie zu erklären (was nicht das Gleiche ist, wie sie zu rechtfertigen), ermöglicht weitere Einsicht in die «absolut» genannte Dankbarkeit.

\*

Seit den Kirchenvätern mit Augustinus an ihrer Spitze ist die Superbia das entscheidende Charakteristikum jeder Sünde und aller menschlichen Sündhaftigkeit. Superbia: «Stolz» im Sinn einer radikalen Selbstüberhebung, die vergessen will, dass Menschen zutiefst endliche Kreaturen, unvollkommene, hilfällige und stets hilfebedürftige Wesen sind. In aller Sündhaftigkeit ist für die christliche Theologie immer Stolz am Werk; als die Verabsolutierung des egozentrischen Selbst, mit der Erhebung seiner grenzenlosen Allmächtsillusionen zum Prinzip des persönlichen Handelns.

Was der Ausdruck «Sünde» markieren will, ist sowohl eine generelle Verkennung der allgemeinen, vergänglich-sterblichen Menschennatur wie die spezielle Selbstverherrlichung des individuellen Ich. «Sünde» entspricht, so gesehen, dem luziferischen Anspruch von keineswegs göttlichen Personen, selber «wie Gott» zu sein und darum alles tun zu dürfen, was ihnen und für sie gut zu sein dünkt. Deswegen ist die Superbia als heillose Selbstvergottung nicht nur schädlich für den Einzelnen, sondern auch böse für die Mitmenschen. Der mitleidlos-rücksichtslose Egoismus wird zum Synonym von Unglück und Friedlosigkeit; denn Bosheit erzeugt Selbst- und Fremddestruktion zugleich.

Wo und wenn der Bezug auf ein umgreifendes, grösseres Ganzes fehlt, da entsteht nicht bloss die Heillosigkeit autistisch gegeneinander abgeschotteter, monadischer Ichs, sondern ebenso deren mörderische Konkurrenz und wechselseitiger Hass. Ein Resultat, das sich ohne weiteres mit augustiniischen Worten beschreiben lässt: «Feindschaft, Hader, Eifersucht, Zorn, Neid (. . .) und Haupt- und Wurzelgrund dieser Übel ist der Hochmut», heisst es resümierend im XII. Buch der «Civitas Dei», des «Gottesstaates». Das Böse ist das Malum, theologisches und moralisches Übel; und zuletzt auch persönliches Unglück.

Sehr verkürzt darf man daher die augustinish-christliche Botschaft auf den irdisch einfachen Satz bringen: Narzisstische

Unfähigkeit, über den eigenen, heillosen Grössenwahn hinauszuwachsen, macht den Menschen einerseits unerträglich für seine Mitwelt, andererseits glücklos durch sich selber; glücklos und undankbar. Dankbar vermag nur zu sein, wer seine Bedürftigkeit und Schwäche anerkennt und sie nicht verleugnet. Die Möglichkeit des Freitodes macht auch auf die zweite und entscheidende Bedingung der Erfahrung tiefer Dankbarkeit aufmerksam. Dankbar im absoluten, nicht länger begründbaren Sinn ist offenbar, wer trotz allem nicht am Leben verzweifeln will.

Aber kann man «nicht verzweifeln wollen»? Im Licht der traditionellen Sündenlehre ist die Antwort klar: Ja, das ist denkbar. Im suicidalen Abschied vom irdischen Dasein zeigt sich für sie gleichermassen die Undankbarkeit gegenüber dem Geschenk des Lebens wie der hochmütige Wille, selbst der letzte Grund der eigenen Existenz zu sein. Die dem Menschen gegebene Freiheit mache es eben möglich, sich zu töten und so sein eigener Gott zu werden; was aber zugleich nichts anderes als ein letzter, höchster Akt der Superbia sei.

Mit der christlich begriffenen Superbia gelangt darum notwendigerweise die menschliche Autonomie und ihre säkular-moderne Deutung in den Blick. Für die Moderne ist (im Gegensatz zur christlichen Theologie) Selbstbestimmung allerdings das unüberbietbar grundlegende menschliche Vermögen; nicht mehr rückführbar auf etwas anderes als auf sie selbst. Sie ist nicht mehr «Geschenk Gottes», sondern eben das, was selbst allem Tun und Erleben und daher auch dem Nachdenken über Gott und die Welt noch einmal vorausliegt. Deshalb kann es für die Moderne ein existenzielles Verzweifeln und das entsprechende Handeln geben, das restlos alles jede Daseinsfreude, Zuversicht, Dankbarkeit verzehrt und dennoch weder Sünde noch Wahnsinn ist. Sondern einzig und allein die Konsequenz des Verlusts genau jener Erfahrung, die uns überkommt, wenn wir auf absolute, nicht länger ableitbare und durch nichts als durch sich selbst beglaubigte Weise dankbar für unser Dasein sein können.

\*

Absolute Dankbarkeit und die radikal-abgründige Verzweiflung über die unerträglich gewordenen Lasten des eigenen Lebensvollzuges verweisen aufeinander und auf die fundamentale Ursprünglichkeit, die zum lebendigen Bewusstsein einer jeden personalen Existenz gehört. Menschliche, ihrer selbst bewusste Lebendigkeit vollzieht im Grunde jeden Tag einen neuen Anfang; denn stets ist sie konfrontiert mit der Möglichkeit, frei, abhängig von niemandem sonst als von ihr selbst, «Ja» zu sagen zu ihrer Gegenwart und Zukunft oder es eben nicht (mehr) zu tun. Das Kennzeichen dieser unüberholbaren, apriorischen Anfänglichkeit ist allerdings gerade nicht die Selbstgewissheit unerschütterlicher Ewigkeit und Macht.

Das Bewusstsein unserer radikalen Selbstbestimmungsfähigkeit bleibt zugleich mit dem, freilich oft verdrängten, Wissen verbunden, endlich, das heisst: nicht allmächtig und zur Autonomie zwar begabt, dennoch Bewusstsein eines Wesens zu sein, das das eigene Sein nicht ganz und gar sich selber verdankt. «Hätte ich (. . .) mein Dasein von mir allein, so würde ich nicht zweifeln, keine Wünsche haben, es würde mir überhaupt nichts mangeln; denn ich hätte mir alle Vollkommenheiten gegeben, von denen eine Vorstellung in mir vorhanden ist, und so wäre ich selbst Gott», erinnert uns Descartes in der dritten seiner «Meditationes de prima philosophia».

Anders gesagt: Was ich eigentlich immer wissen kann, ist, dass ich nicht Gott bin; und ich weiss es auch dann, wenn ich sonst nichts von Gott weiss.

Der Satz ist weniger harmlos, als es auf den ersten Blick erscheint. Denn um sich selber als etwas zu identifizieren, was man nicht ist, braucht es die Vorstellung des anderen, von dem man sich unterscheidet; im gegebenen Fall von etwas, das nicht nur anders, sondern ganz anders, jenseits vernünftiger Bestimmbarkeit erscheint. Dem dennoch aber irgendwie zu begegnen ist: durch die beinahe körperliche Empfindung, auf ein Grösseres, Umfassendes bezogen zu sein. Auf einen unabsehbaren Horizont um darin entweder verloren zu gehen oder sich aufgehoben zu finden; wohlbehalten; auf eigentümlich absolute, von jedem Begehren losgelöste Weise glücklich gestimmt. Vielleicht kann man sagen: intentionlos erfüllt.

Und eben da entspringt und entfaltet sich das tiefe Gefühl der Dankbarkeit, von dem ich zu sprechen versuche; das Gefühl, das keinen Adressaten braucht, weil es sich selber genügt und uns in allem übertrifft, was uns klein machen könnte und böse.

«Tief» ist dieses Gefühl, weil man in ihm sich wie jenseits der Zeit erscheint, ausserhalb jener Welt, die aus einer Reihe ablaufbarer Zeitpunkte besteht; schwingend in ruhiger, unerschöpflicher Gegenwart. Am besten ist es als jene Erweiterung des Selbst zu beschreiben, die uns in glücklichen Momenten durch Musik geschieht; als eine begriffslose Antwort auf die ewige Frage nach unserem Daseinssinn: eine Antwort, die sowohl von der Rastlosigkeit menschlichen Seinwollens spricht wie uns davon erlöst.


Allegria di naufragi: E subito riprende / il viaggio / come / dopo il naufragio / un superstite / lupo di mare.

*Auswärtige Autoren, AA*

<b>Quelle:</b>	Neue Zürcher Zeitung 19.09.2015, Nr. 217, S. 53
<b>Ressort:</b>	li Literatur und Kunst
<b>Dokumentnummer:</b>	MZ023

**Dauerhafte Adresse des Dokuments:** [https://nzz-neu.genios.de:443/document/NZZ\\_\\_MZ023](https://nzz-neu.genios.de:443/document/NZZ__MZ023)

Alle Rechte vorbehalten: (c) Neue Zürcher Zeitung

 © GBI-Genios Deutsche Wirtschaftsdatenbank GmbH